

Zeitschrift:	Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band:	25 (2004)
Artikel:	Die Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung
Autor:	Csáky, Moritz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1077963

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung

Moritz Csáky

Gedächtnis und Erinnerung sind heute schon zu fast beliebigen Vokabeln des öffentlichen Argumentierens geworden. Vor allem im wissenschaftlichen Diskurs sind Gedächtnis und Erinnerung ohne Zweifel zu dominanten Denkfiguren avanciert, nicht nur in den Kultur- und Sozialwissenschaften, sondern ebenso in der medizinischen Hirnforschung oder bei der Entwicklung neuronaler Netzwerke, die sich die Erkenntnis der komplexen Struktur des Nervensystems zunutze zu machen versucht.¹ Die Literaturwissenschaft oder die Kulturanthropologie profitieren ebenso von dieser aktuellen Forschungsperspektive wie medizinische, naturwissenschaftliche oder technische Disziplinen. Zahlreiche historisch orientierte Forschungsprogramme, die sich den «lieux de mémoire», «Orten der Erinnerung» zuwenden, belegen die Aktualität von Gedächtnis und Erinnerung in der gegenwärtigen historischen Forschung; sie sind gleichermaßen auch ein Reflex auf das öffentliche Interesse solchen neuen Fragestellungen gegenüber.² Ich glaube, dass die schon fast ausufernde Thematisierung von Gedächtnis und Erinnerung sich nicht zuletzt vor allem gesellschaftlichen Veränderungen verdankt, das heißt konkreten individuellen und kollektiven Erfahrungen in einer Lebenswelt, in der wir uns gegenwärtig befinden. Ich will das im Folgenden mit einigen Beispielen zu verdeutlichen versuchen.

Sozial-kulturelle Folgen der Globalisierung

Die Tatsache, dass zunehmende Mobilitäten, Migrationen beziehungsweise die immer rascher funktionierenden, Raum und Zeit überwindenden Informations- und Kommunikationstechnologien im *Zeitalter der Globalisierung* traditionelle Identitäten zu destabilisieren scheinen, dass sich Individuen in der Gegenwart von alten,

1 Vgl. Pierre Nora, «Gedächtniskonjunktur», in: *Transit* 22 (Winter 2001/2002), S. 18–31.

2 Nicht zuletzt unter dem Einfluss von Maurice Halbwachs (und Aby Warburg) sind seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine große Zahl von wesentlichen, weiterführenden theoretischen Überlegungen hervorgegangen, unter denen vor allem das Konzept des kulturellen Gedächtnisses (Jan und Aleida Assmann) von weitreichender Bedeutung wurde. Vgl. u.a. Yosef Hayim Yerushalmi, *Zachor. Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*, Berlin 1988. – Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt a. Main 1988. – Siegfried J. Schmidt (Hg.), *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Frankfurt a. Main 1991. – Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, 21997. – Jacques Le Goff, *Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt a. M./New York 1992. – Paul Connerton, *How Societies Remember*, Cambridge 1996 (1989). – Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999. – Paul Ricœur, *La mémoire, l'histoire, l'oubli*, Paris 2000. – Elena Esposito, *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*, Frankfurt a. Main 2002.

vermeintlich «stabilen» Identifikatoren lösen und sich mit dem Angebot einer Vielzahl von neuen, «beliebigen» Identifikatoren auseinander setzen müssen, haben dazu geführt, dass auch die herkömmlichen sinnstiftenden Vorgaben von «nationalen» Identitäten ins Wanken geraten sind. Die «Glokalisierung», das heißt die Verortung des Lokalen, «Nationalen» im Globalen (Robert Robertson)³ oder: die Entterritorialisierung beziehungsweise Entlokalisierung kleinräumiger, «nationaler» beziehungsweise regionaler kultureller Muster und Erinnerungen und deren Überführung in das Kosmopolitisch-Globale (Arjun Appadurai)⁴, in ein globales Gedächtnis also, hat freilich auch gegenläufige kulturelle Regionalismen beziehungsweise den erneuten Rekurs auf «nationale», das heißt lokale kulturelle Werte auf den Plan gerufen.⁵ Denn in einer derart veränderten Situation stellt sich vor allem die Frage nach den Konditionen von Identitätsbildungen aufs neue, die nun zunehmend von flüchtigen, flottierenden, national immer weniger kodierten kulturellen Bezugspunkten bestimmt werden; von transnationalen Identifikatoren also, die nicht nur auf *einer*, sondern auf einer Vielzahl von «Geschichten» beruhen, die folglich an unterschiedlichen Gedächtnissen beziehungsweise an einem globalen Gedächtnis partizipieren.⁶ Wenn man sich heute zur Erklärung solcher sozial-kultureller Verquerungen zunehmend mit den Phänomenen der Kreolisierung, der Hybridität von Kultur oder mit Mehrfachidentitäten in einem postkolonialen Kontext auseinander setzt, kann das Interesse für solche Probleme gleichfalls als die Folge einer Situation interpretiert werden, in der wir uns gegenwärtig befinden. Wird sie doch von Tendenzen bestimmt, die die Auflösung beziehungsweise die Fragmentierung eindeutiger, homogener Identitätsräume zur Folge haben. Unabhängig davon, ob wir eine solche Entwicklung akzeptieren oder ablehnen, haben solche Erfahrungen zweifelsohne dazu beigetragen, Wahrnehmungsmuster beziehungsweise theoretische Erklärungen für den Prozess der ökonomischen und kulturellen Globalisierung zu entwerfen. Freilich sollte man dabei zumindest zwei Probleme mitbedenken. Erstens könnte man Ursache und Wirkung unter einem umgekehrten Aspekt betrachten. Man könnte sich zu Recht die Frage stellen, ob die Theorieentwürfe, mit denen man diese Situation zu erklären versucht, die sozial-kulturellen Folgen der Globalisierung bloß reflektieren und deuten, oder ob diese Theoriediskurse nicht vielmehr an der Visualisierung beziehungsweise Etablierung einer solchen von uns wahrgenommenen Realität zumindest mitbeteiligt sind. Zwei-

3 Robert Robertson, «Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit», in: Ulrich Beck (Hg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt a. Main 1998, S. 192–220.

4 Arjun Appadurai, «Globale ethnische Räume», in: ebd., S. 11–44.

5 Vgl. dazu die Untersuchung über den Rechtsextremismus in der Schweiz von Urs Altermatt und Hanspeter Kriesi (Hg.), *Rechtsextremismus in der Schweiz*, Zürich 1995.

6 Vgl. Reinhard Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. Main 1979, v.a. S. 130ff., S. 260ff.

tens dürfte es angebracht sein, die Prozesse der Globalisierung in einem längerfristigen, zeitübergreifenden Kontext zu betrachten. Anders ausgedrückt: Ist das, was wir heute beobachten und erleben, wirklich so neu? Bereits in der «ersten Moderne», den Jahrzehnten um 1900, wurde man sich ähnlicher Phänomene von Veränderungen bewusst und reflektierte den Verlust von Stabilität: «Reisetag wie so viele andere in den letzten Jahren» notierte beispielsweise Stefan Zweig 1935. «Ist es, weil die Welt so unruhig hin- und herschwankt, dass man sich gewöhnt hat, im Gleitenden zu leben? [...] Reisen ist mir kein fremder Zustand mehr, sondern beinahe ein natürlicher. Man hat sich stärker losgelöst von den Bindungen und Gewohnheiten, von Haus und Besitz – beides fragwürdig geworden und kaum mehr entbehrt. [...] Und wenn es Sinn ist eines Lebens, sich im Zeitlichen und Geistigen immer wieder eine neue Form der Freiheit zu entdecken, so ist es vielleicht das Beste, mit möglichst wenig Last zu leben, die Kunst, ohne Sentimentalität viel Vergangenheit hinter sich zu lassen.»⁷

Doch gerade die «Entwicklung eines *globalen Gedächtnisses*, das auf gemeinsamen globalen Erfahrungen beruht»⁸, die *Entortung von Gedächtnis* also und das globale «Crossover», das kulturelle Elemente lokaler Provenienz mit globalen zu verschränken weiß, sollte beziehungsweise könnte auch für die Thematisierung von Gedächtnis und Erinnerung einen Perspektivenwechsel, einen «Turn» herbeiführen. Demgegenüber glaube ich, dass zumindest die historische Gedächtnisforschung solche Erkenntnisse kaum nutzt, sie ist noch allzu sehr einer Sichtweise verhaftet, die für das 19. Jahrhundert kennzeichnend war. Konzentriert sie sich doch zumeist auf solche Gedächtnisorte, Symbole oder «Mythen», die für die Konstruktion einer lokalen, das heißt konkret *nationalen* kollektiven Identität, für eine *nationale* Sinnstiftung von Relevanz waren. Damit vereinnahmt sie fast unbewusst Gedächtnis in eine ausschließlich oder vornehmlich national-lokale Perspektive, ohne von den Erkenntnissen, Analysen und Theoriebildungen über kulturelle und identitätsbildende Prozesse in der Gegenwart zu profitieren. Die Frage, ob Prozesse, die heute wahrgenommen werden, Prozesse akzelerierter kultureller Wechselwirkungen und Hybridisierungen, in einer ähnlichen Weise nicht auch in der Vergangenheit von Bedeutung waren, ist, wie das Zitat von Stefan Zweig andeutet, durchaus berechtigt. Ist daher die vorzugsweise Fokussierung historischer Darstellungen auf das Problem der Konstruktion von lokalen (nationalen) Identitäten nicht eine Einengung, welche der Realität aus dem Weg geht? Und verschreibt sich eine solche Perspektive nicht

7 Stefan Zweig, «Tagebuchblatt vom 27. September 1935 (Reise von Paris nach London)», in: ders., *Tagebücher*, München 1984, S. 383.

8 Jan Nederveen Pieterse, «Der Melange-Effekt. Globalisierung im Plural», in: Ulrich Beck (Hg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Frankfurt a. Main 1998, S. 99. – Vgl. auch: *Das Ende der Toleranz? Identität und Pluralismus in der modernen Gesellschaft*, hg. von der Alfred Herrhausen Gesellschaft für internationalen Dialog, München 2002.

ideologischen Vorgaben, nationalen Narrativen des 19. Jahrhunderts? Und ist die Vorgabe eines solchen Narrativs, dass jedes Individuum beziehungsweise jede soziale Gruppe sich für *eine* Identität zu entscheiden hätte, aufgrund von Analysen über die Gegenwart, die in analoger Weise auch für die Vergangenheit zutreffen, haltbar?

Der Holocaust

Der *Holocaust*, die *Shoah*, ist seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für das kollektive Bewusstsein ohne Zweifel von dominanter, von konstitutiver Bedeutung geworden. Die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus und die Erkenntnis, dass diese Verbrechen unter den Augen einer willfährigen oder schweigenden Mehrheit begangen wurden, hat den Holocaust zu einem zentralen Ort des Gedächtnisses gemacht, dessen erinnernde Aneignung zu einer moralischen Verantwortung geworden ist. Ähnlich wie die zunächst zeitlich und räumlich begrenzte Erfahrung der «Revolution» von einem lokalen, das heißt «französischen» beziehungsweise europäischen allmählich zu einem umfassenderen, universalen Gedächtnisort mutierte, löste sich auch der Holocaust in der Postmoderne von einer zunächst lokalen Erinnerung der Opfer und der Täter zu einem umfassenden, globalen Ort des Gedächtnisses⁹, auf das sich erinnernd zu beziehen nicht nur für das individuelle, sondern gleichermaßen für das nationale und internationale politische Handeln bestimmend geworden ist. So wurde das Engagement der internationalen Staatenwelt im ehemaligen Jugoslawien in den 90er-Jahren mit dem Hinweis auf Genozide und ethnische Säuberungen begründet. Die Sensibilisierung für solche Gräuel verdankte sich nicht zuletzt der Erinnerung an die organisierte, gezielte Vernichtung der Juden während des Nationalsozialismus. Die Erfahrung des Holocaust mahnt also nicht nur zu kontinuierlichem Gedenken und Erinnern, er ist zugleich ein Beispiel für die «Entgrenzung», für die «Entterritorialisierung» beziehungsweise «Entlokalisierung» oder «Glokalisierung» von Gedächtnis und Erinnerung.

Die Transformationen von 1989/90

Spätestens seit den *Transformationen von 1989/1990* ist die erinnernde Vergegenwärtigung einer wie auch immer vorgestellten Vergangenheit plötzlich wieder von prävalenter Bedeutung geworden.¹⁰ Nach der Auflösung klarer Ordnungssysteme versuchte man nach solchen Orientierungsmustern Ausschau zu halten, die un-

9 Vgl. Daniel Levy, Natan Sznajder, *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*, Frankfurt a. Main 2001.

10 Vgl. u.a. Christoph Reinprecht, *Nostalgie und Amnesie. Bewertungen von Vergangenheit in der Tschechischen Republik und in Ungarn*, Wien 1996.

mittelbar vor der Etablierung in zwei politische Blöcke soziale Kohärenz und Stabilität versprachen. So präsentiert sich der Renouveau von verbindlichen Geschichtsbildern, von nationalen Mythen in Ost und West nicht zuletzt in Form von historischen «Erzählungen», die mit dem Rekurs auf erfundene Traditionen (Eric Hobsbawm)¹¹ operieren; er macht deutlich, dass gerade im Augenblick, als man sich anschickte, vermeintliche Wertesysteme, das heißt bis dahin gültige, verbindliche Ideologien, hinter sich zu lassen, die erinnernde Konstruktion eines in die Vergangenheit zurückprojizierten Wertekanons, als Surrogat gleichsam, zu einem wesentlichen Kriterium für die Konstruktion einer neuen kollektiven Identität geworden ist. Eine solche Feststellung bezieht sich freilich nicht nur auf jene Gesellschaften, die sich der ideologischen Umklammerung des Realen Sozialismus im ehemaligen Osten entzogen hatten; auch der sogenannte Westen, die europäisch-atlantische Gemeinschaft, wurde durch den «Fall der Mauer», der die jahrzehnte-lange Polarisierung in West und Ost, in Gut und Böse also, obsolet erscheinen ließ, zutiefst, ja vielleicht noch mehr verunsichert als der ehemalige Osten. Der Systemwechsel von 1989/90 betrifft also nicht nur die ehemaligen sozialistischen Staaten beziehungsweise Gesellschaften. Während hier die Frage nach einer anscheinend vierzig Jahre lang nicht offen thematisierten nationalen Identität neu ansteht und folglich von einer «Wiederkehr der Geschichte» gesprochen wird, hat sich – als Folge dieser radikalen Veränderungen – auch im ehemaligen Westen Europas eine Verunsicherung breit gemacht, die nicht nur neonationale Attitüden zum Beispiel in Form einer «politisch korrekten» patriotischen Rhetorik, sondern die Suche nach Identifikatoren eines gesamteuropäischen beziehungsweise europäisch-atlantischen Gedächtnisses hervorgerufen hat. In der EU bemüht man das Auffinden von gemeinsamen europäischen Werten, an denen sich Gesellschaften hier auszurichten hätten, man beginnt an einem verbindlichen Cultural Heritage zu konstruieren und Europa sogar auf einen religiös fundierten, christlichen beziehungsweise jüdisch-christlichen (biblischen) Wertekanon einzuschwören, der – so wünschen es sich manche – auch in einer europäischen Verfassung einen Niederschlag finden sollte. Typischerweise klammert man bei solchen Überlegungen die dritte der abrahamitischen Religionen, den Islam und damit die ganze arabische Kultur, aus, obwohl auch diese eine historisch nicht wegzudiskutierende, tragende Rolle für das Zustandekommen eines übergreifenden europäischen Selbstverständnisses geleistet hat. Die Diskussion um verbindliche, gemeinsame, europäische «Werte» mag freilich

11 Eric Hobsbawm, Terence Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1994 [1983]. – Eric Hobsbawm, «Die Erfindung von Tradition», in: Christoph Conrad, Martina Kessel (Hg.), *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in alte Beziehungen*, Stuttgart 1998, S. 97–118. – Vgl. dazu auch: Monika Flacke (Hg.), *Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama*. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums unter der Schirmherrschaft von Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl, Berlin 1998.

auch ein, vielleicht nicht ganz bewusster, Reflex auf die jüngst von Jacques Derrida und Jürgen Habermas ins Spiel gebrachten «Abstiegserfahrungen» sein, die sich für die Völker beziehungsweise Staaten Europas aus den kontinuierlichen Niederlagen seit dem 19. Jahrhundert, aus dem Verlust von Kolonien und aus den Katastrophen und Zivilisationsbrüchen des 20. Jahrhunderts angesammelt und zur Schwächung des zuvor identitätsbestimmenden Eurozentrismus beigetragen haben.¹² Doch erst die Transformationen von 1989/1990 waren der Auslöser für die bewusste, erinnernde Vergegenwärtigung einer wie auch immer vorgestellten Vergangenheit.¹³ Diese Transformationen haben sich freilich nicht nur auf die Situation in Europa ausgewirkt, sie haben gleichermaßen auch zu einem globalen politischen Paradigmenwechsel beigetragen.

Ground Zero

Die traumatischen Ereignisse des *11. September 2001*, die mediale Vermarktung und politische Instrumentalisierung dieser Erfahrung, deren Ziel die Sichtbarmachung von kultureller Differenz, das heißt die Konstruktion eines neuen Feindbildes ist, das die eigenen ökonomischen, politischen und militärischen Aktionen rechtfertigen sollte, haben nicht nur das Bewusstsein von Brüchen und Veränderungen vertieft, sondern einen virtuellen Gedächtnisort aufgebaut und zur Disposition gestellt, auf den sich kollektives Erinnern nun global auszurichten hätte. Ein zunächst lokales traumatisches Erlebnis wurde zu einem globalen uminterpretiert, mit dessen Hilfe sich nun auch die Vergangenheit in einem ganz neuen Licht darstellen konnte. In der Tat wird Geschichte immer wieder neu «gelesen», die Vergangenheit (Gedächtnis) wird letztlich immer wieder von einem sich Erinnern in der Gegenwart eingeholt: «Die Vergangenheit ist immer neu» hatte schon Italo Svevo gemeint. «Sie verändert sich dauernd, wie das Leben fortschreitet. Teile von ihnen, die in Vergessenheit versunken sind, tauchen wieder auf, andere wiederum versinken, weil sie weniger wichtig sind. Die Gegenwart dirigiert die Vergangenheit wie die Mitglieder eines

12 «Jede der großen europäischen Nationen hat eine Blüte imperialer Machtentfaltung erlebt und, was in unserem Kontext wichtiger ist, die Erfahrung des Verlusts eines Imperiums verarbeiten müssen. Diese Abstiegserfahrung verbindet sich in vielen Fällen mit dem Verlust von Kolonialreichen. Mit dem wachsenden Abstand von imperialer Herrschaft und Kolonialgeschichte haben die europäischen Mächte auch die Chance erhalten, eine reflexive Distanz zu sich einzunehmen. So konnten sie lernen, aus der Perspektive der Besiegten sich selbst in der zweifelhaften Rolle von Siegern wahrzunehmen, die für die Gewalt einer oktroyierten und entwurzelten Modernisierung zur Rechenschaft gezogen werden. Das könnte die Abkehr vom Eurozentrismus befördert und die kantische Hoffnung auf eine Weltinnenpolitik beflügelt haben.» In: Jacques Derrida, Jürgen Habermas, «Unsere Erneuerung. Nach dem Krieg: Die Wiedergeburt Europas», in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 31. Mai 2003, Nr. 125, S. 33–34, Zit. S. 34.

13 Vgl. u.a. Christoph Reinprecht, *Nostalgie und Amnesie. Bewertungen von Vergangenheit in der Tschechischen Republik und in Ungarn*, Wien 1996.

Orchesters. Sie benötigt diese Töne und keine anderen. So erscheint die Vergangenheit bald lang, bald kurz. Bald klingt sie auf, bald verstummt sie. In die Gegenwart wirkt nur jener Teil des Vergangenen hinein, der dazu bestimmt ist, sie zu erhellen oder zu verdunkeln.»¹⁴

Aus diesen Überlegungen ergeben sich für mich einige allgemeine Schlussfolgerungen:

Erstens: Stellt man sich die Frage nach dem Zustandekommen und den Inhalten von personalen und kollektiven Identitäten, wird man unmittelbar mit dem Problem von Gedächtnis und Erinnerung konfrontiert. Der erinnernde Rekurs auf eine «reale» oder vielleicht «erfundene», virtuelle Vergangenheit (Gedächtnis) ist für die Konstruktion von Identitäten von dominanter Bedeutung. Für die Analyse solcher Identitätskonstruktionen ist es daher unvermeidlich, sich mit der prozesshaften, mehrdeutigen Aktualisierung und Instrumentalisierung von Gedächtnisinhalten als Identifikatoren auseinander zu setzen.

Zweitens: Gedächtnis und Erinnerung können nicht gleichgesetzt werden. Erinnerung ist ein dynamischer Vorgang, durch den Gedächtnis, das heißt die Inhalte, derer man sich erinnert, aktualisiert und Vergangenes angeeignet wird. Dass und wie man sich erinnert, ist von konkreten Umständen, das heißt vom sozialen Umfeld abhängig. Das hat zur Folge, dass auch Gedächtnis sich insofern verändert, als selektiv unterschiedliche Inhalte, die das Gedächtnis «aufbewahrt», erinnert oder diesem sogar hinzugefügt werden. Insofern dynamisiert die Erinnerung nicht nur den «Ort», auf den sie sich bezieht, sie ist an der «Konstruktion» von Gedächtnisorten mitbeteiligt.

Drittens folgt daraus, dass nicht nur die Erinnerung sondern auch das Gedächtnis weniger mit der Vergangenheit zu tun haben, sondern, wie Elena Esposito jüngst betont hat, Bewusstsein in der Gegenwart bestimmen, «denn nur in der Gegenwart kann man sich erinnern oder vergessen». ¹⁵ Die Geschichte, oder das Gedächtnis, in dem, wie man meint, Vergangenes «ruht», ist daher nicht ein geschützter Bereich der Historikerinnen und Historiker, Geschichte ist vielmehr ein bis in die Gegenwart andauernder lebendiger, dynamischer Prozess, der das individuelle und kollektive Bewusstsein steuert. «[...] die Kenntnis der Vergangenheit [ist]», wie Friedrich Nietzsche gemeint hat, «zu allen Zeiten nur im Dienste der Zukunft und Gegenwart begehrt [...], nicht zur Schwächung der Gegenwart, nicht zur Entwurzelung einer lebenskräftigen Zukunft [...].»¹⁶

14 Italo Svevo, *Zeno Cosini*, Hamburg 1959, S. 467.

15 Elena Esposito, *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*, Frankfurt a. Main 2002, S. 7.

16 Friedrich Nietzsche, «Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben», in: Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* Bd. 1, hg. von Giorgio Colli, Mazzino Montanari, München/Berlin/New York 1980, S. 271.

Historische Rekonstruktionen von Gedächtnisorten

Wie ich hier bereits angedeutet und auch anderwärts ausgeführt habe,¹⁷ ist es auffallend, dass Programme der historischen Gedächtnisforschung, die in den letzten Jahren in verschiedenen Ländern eingerichtet worden sind, solchen Orten, Inhalten und Erinnerungsweisen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die in der Vergangenheit für die Bildung von kollektiven *nationalen* Identitäten von besonderer Bedeutung waren.¹⁸ Die historische Rekonstruktion solcher Gedächtnisorte ist also das primäre Ziel dieser Untersuchungen. Darüber hinaus geht es aber noch um mehr. Wie Etienne François und Hagen Schulze in der Einleitung zu den von ihnen redigierten «Deutschen Erinnerungsorten» ganz explizit betonen, bezoeken sie mit der historischen Darstellung auch «einige Orientierungspunkte [zu] hinterlassen» und einen «Akt der Selbstbestimmung» zu setzen. Friedrich Nietzsche paraphrasierend heißt es da u.a.: «Unsere Bände sind nicht entstanden, ‘damit das Leben verkümmert und entartet’, sondern sind als Aufruf zur ‘Tat’ und zum ‘Leben’ gedacht. Weit entfernt davon, ‘bloße Belehrung’ zu sein, möchten sie eher zur ‘Belebung’ beitragen.»¹⁹ Dem Beispiel Pierre Noras («Les Lieux de mémoire») folgend werden nicht nur solche topographischen und metaphorischen Gedächtnisorte vorgestellt,

17 Vgl. Moritz Csáky, «Gedächtnis, Erinnerung und die Konstruktion von Identität. Das Beispiel Zentraleuropas», in: Catherine Bosshart-Pfluger, Joseph Jung, Franziska Metzger (Hg.), *Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktion von Identitäten. Festschrift für Urs Altermatt*, Frauenfeld/Stuttgart/Wien 2002, S. 25–49. – Ders., «Geschichte und Gedächtnis. Erinnerung und Erinnerungsstrategien im narrativen historischen Verfahren. Das Beispiel Zentraleuropas», in: Alojz Ivanišević, Andreas Kappeler, Walter Lukan, Arnold Suppan (Hg.), *Klio ohne Fesseln? Historiographie im östlichen Europa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus* (= Österreichische Osthefte 44/2002), Wien/Frankfurt a. Main 2002 (= 2003), S. 61–80.

18 Vgl. u.a. Jacques Le Goff, *Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt a. Main/New York 1992. – Pierre Nora (Hg.), *Les Lieux de mémoire*, 3 Bde., Paris 1997 (als 1. Auflage: 7 Bände, Paris 1984ff.). – Ole Feldbaek (Hg.), *Dansk identitetshistorie*, 4 Bde., Kopenhagen 1991–92. – Raphael Samuel (Hg.), *Patriotism. The Making and Unmaking of British National Identity*, 3 Bde., London 1989. – Mario Isnenghi (Hg.), *I luoghi della memoria*, 3 Bde., Bari/Rom 1996–1997. – Tamás Hofer, «Displaying Hungary’s Lieux de Mémoire», in: *Budapest Review of Books* 4 (1994/Winter), S. 158–162. – Pim de Boer, Willem Frijhoff (Hg.), *Lieux de mémoire et identités nationales*, Amsterdam 1993. – Thomas H. B. Symons (Hg.), *Les Lieux de la mémoire. La commémoration du passé au Canada*, Ottawa 1997. – Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.), *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive*, Teil 1: *Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust*. Teil 2: *Die Erfindung des Ursprungs. Die Systematisierung der Zeit*, Wien 2000–2001. – Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.), *Die Verortung von Gedächtnis*, Wien 2001. – Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.), *Mehrdeutigkeit. Die Ambivalenz von Gedächtnis und Erinnerung*, Wien 2003. – Jacques Le Rider, Moritz Csáky, Monika Sommer (Hg.), *Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa*, Innsbruck/Wien/München/Bozen 2002. – Moritz Csáky, Klaus Zeyringer (Hg.), *Ambivalenz des kulturellen Erbes. Vielfachcodierung des historischen Gedächtnisses. Paradigma: Österreich* (= Paradigma Zentraleuropa 1), Innsbruck/Wien/München 2000. – Etienne François, Hagen Schulze (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2001. – Hannes Stekl (Hg.), *Gedächtnis, Erinnerung, Identitäten* = Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 13/1 (2002). – Aleida Assmann, Heidrun Friese (Hg.), *Identitäten = Erinnerung, Geschichte, Identität* Bd. 3, Frankfurt a. Main 1998. – Lutz Niethammer, «Die postmoderne Herausforderung. Geschichte als Gedächtnis im Zeitalter der Wissenschaft», in: Wolfgang Köttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin (Hg.), *Grundlagen und Methoden der Historiographiegeschichte = Geschichtsdiskurs* Bd. 1, Frankfurt a. Main 1993, S. 31–49.

19 Etienne François, Hagen Schulze (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte* Bd. 1, München 2001, S. 24.

die in der Vergangenheit von Bedeutung gewesen sind, vielmehr weist man diesen eine bis in die Gegenwart gültige Relevanz zu. Das heißt, es wird mit der historischen Präsentation von deutschen Erinnerungsorten die Vorstellung verbunden, dass diese auch für die Deutschen in der Gegenwart von konstitutiver Bedeutung wären. Ähnlich argumentieren auch andere historische Gedächtnisprogramme, vor allem Pierre Nora in den «*Lieux de mémoire*», der Frankreich unter diesem Gesichtspunkt als eine «*réalité symbolique*» begreift.²⁰ Aus einer solchen funktionalen, identitätsstiftenden, das heißt «nationalen» Codierung von Gedächtnisorten, die den Symbolhaushalt eines Volkes (Nation) repräsentieren, begründet sich auch die Thematisierung von eindeutig voneinander abgrenzbaren «französischen», «deutschen» oder «italienischen» historischen «Orten», denen ein *differentes «nationales»* Gedächtnis zugrund liege und die daher eindeutig, nämlich «national» erinnert werden können/sollen. Ein solches Verfahren bedeutet freilich nichts anderes als sich auf die Position der nationalen Geschichtsbetrachtung des 19. Jahrhunderts zurückzuziehen, die nun in das 21. Jahrhundert hinübergerettet wird. Diese Art von historischer Gedächtnisforschung bedient sich folglich, vom methodischen Gesichtspunkt aus betrachtet, weniger eines bloß historisch-rekonstruierenden Verfahrens, sie übernimmt vielmehr, vielleicht ohne es zunächst zu intendieren, die Aufgabe der funktionalen *Konstruktion* eines für die Nationsbildung verbindlichen, eindeutigen Gedächtnisses, auch wenn betont wird, dass hier vor allem die unterschiedliche Art der Erinnerungsweisen (*commémorations*) Gegenstand des historischen Interesses wäre.²¹

Rekonstruktion, Konstruktion oder Dekonstruktion von Gedächtnisorten?

Während es in der bislang beschriebenen Bestandsaufnahme der sozial-politischen Inanspruchnahme und der historischen Thematisierung von Gedächtnisorten vornehmlich darum geht, Gedächtnis unter der Perspektive seiner Instrumentalisierung für die Konstruktion von kollektiven nationalen Identitäten zu analysieren, muss man sich fragen, ob diese eindeutige Rückkoppelung von Erinnerung an Gedächtnis, wie es die historischen Gedächtnisprogramme *de facto* praktizieren, nicht nur den Erfahrungshorizont der Gegenwart außer Acht lässt, sondern die Vergangenheit vornehmlich unter einem Aspekt zu deuten versucht, der sich im Prinzip der nationalen Sichtweise des 19. Jahrhunderts verdankt. Ohne Zweifel entstanden kollektive Kohärenz und kollektives Bewusstsein bereits in der Vergangenheit auch neben und jenseits nationaler Identitätskonstruktionen. Und angesichts gesellschaftlicher

20 Vgl. vor allem Pierre Nora, «Comment écrire l'*histoire de France*?» In: Pierre Nora (Hg.), *Les Lieux de mémoire* Bd. 2, Paris (Quarto Gallimard) 1997, S. 2219–2236, Zit. S. 2229.

21 Ebd. S. 2229f.

Prozesse in der Gegenwart ist es in der Tat nicht plausibel, sich auf eine historisch-deskriptive Rekonstruktion von nationalen Gedächtnisorten zurückzuziehen, zumal eine solche Rekonstruktion, wie bereits angedeutet, unvermittelt in eine *Konstruktion* von national relevanten Gedächtnisorten mündet. Dem gegenüber könnte man sich solcher grenzüberschreitender, «enträumlichter» Bezüge besinnen, die für Gedächtnis stets kennzeichnend sind. Anders gefragt: Gibt es neben national konnotierten nicht auch transnationale Gedächtnisorte und sind Gedächtnisorte insgesamt, auch wenn sie zuweilen im Sinne der nationalen Ideologie vereinnahmt wurden, nicht prinzipiell transnational angelegt beziehungsweise deutbar? Sind Gedächtnisorte nicht mehrdeutiger als die nationale Perspektive vorzugeben scheint? Gedächtnisorte als Identifikatoren, auf die man sich auch in der Vergangenheit immer wieder bezogen hat, hatten zwar eine in Bezug auf soziale Gruppen oder Schichten identitätskonstitutive, jedoch keineswegs eine ausschließlich oder vornehmlich nationsstiftende Funktion. In der Tat lassen sich «entnationalisierte» Vernetzungen und Verquerungen beispielsweise gerade an solchen «Gedächtnisorten» nachweisen, die sich in einer Lebenswelt vorfinden, die von einer traditionalen kulturellen Heterogenität, von einer dichten kulturellen Differenz gekennzeichnet ist.

Mein Vorschlag lautet daher, schon allein aufgrund dieser Einsicht, Gedächtnisorte nicht bloß zu *rekonstruieren* und damit, ohne es sich auch immer wirklich einzugesten, zu *konstruieren*, sondern Gedächtnis und Erinnerung, das heißt Gedächtnisorte einem *dekonstruktivistischen* Verfahren zu unterziehen. Unter *Dekonstruktion* verstehe ich hier weder ein philosophisches, das heißt antimetaphysisches Konzept, wie es Jacques Derrida vertritt, noch ein eigenes methodisches Verfahren, sondern vornehmlich eine bewusste Veränderung der Sichtweise, die es ermöglicht, Gedächtnisorte beziehungsweise Gedächtnis und Erinnerung unter jenen vielfältigen Perspektiven zu erfassen, von denen sie bestimmt werden. Eine solche multiperspektivistische Sicht schärft den Blick vor allem für Differenzen, für Mehrdeutigkeiten, die kulturellen Prozessen im allgemeinen und Gedächtnisorten im speziellen eigen sind. Die Berechtigung eines solchen dekonstruktivistischen Verfahrens – Walter Benjamin spricht in einem analogen Zusammenhang von der «Destruktion» der Geschichte – möchte ich mit folgenden zusätzlichen Argumenten kurz skizzieren.

Wir können an uns selbst beobachten, dass Erinnerung als Prozess der dynamischen Aktualisierung von Gedächtnis nicht etwas Gleichbleibendes, Festes, Konsistentes ist, dass beispielsweise die Erinnerung an ein und dasselbe Erlebnis, das wir einmal hatten, «flüssig», flüchtig, das heißt immer unterschiedlich ist. Man erinnert sich zwar des einmal Erlebten, doch treten in der zeitlichen Abfolge von Erinnerungen unterschiedliche Inhalte in den Vordergrund. Dies hängt natürlich mit dem Ent-

wicklungsprozess zusammen, dem wir ausgesetzt sind, das heißt, es hat etwas zu tun mit der andauernden, prozesshaften Konstruktion unserer eigenen, personalen Identität. Die jeweils konkrete Situation, in der wir uns befinden, mag nicht nur ein Anlass sein, sich zu erinnern, sie bestimmt auch die Intensität und die Inhalte der Erinnerung. Der soziale Kontext spielt dabei ebenso eine Rolle wie der räumliche. Folgt man der Überlegung von Maurice Halbwachs, wonach das individuelle Gedächtnis im kollektiven verankert ist, dann wird auch die Art der Erinnerung von der sozialen Umwelt, in der wir uns befinden, beeinflusst. Man wird sich dessen erst bewusst, wenn man wahrnimmt, dass wir in der Tat unterschiedlich beziehungsweise andere Inhalte erinnern, wenn wir uns in jeweils unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen bewegen. Ein Zusammentreffen mit Jugendfreunden, die wir lange Zeit nicht gesehen haben, lässt Erinnerungen wach werden, die wir Jahrzehntelang nicht mehr hatten. In ähnlicher Weise wird Erinnerung auch von der räumlichen Umgebung beeinflusst. Begegnet man einer Person in einer ungewohnten Umgebung, ist es möglich, dass wir die Person zunächst nicht erkennen (erinnern), und wenn wir sie erkennen, vermögen wir sie vielleicht nicht einzuordnen, denn wir begegnen ihr nicht in dem gewohnten Raum. Ernst Mach spricht in diesem Zusammenhang davon, dass in einem solchen Falle die Person «zweimal gegeben wäre», in dem ihr angestammten und in dem neuen Raume. «Auf einem Spaziergang durch die Straßen von Innsbruck» schreibt Mach, «begegnet mir ein Herr, dessen Gesicht, Gestalt, Gang und Redeweise mir die lebhafte Vorstellung eines solchen Gesichtes, Ganges u.s.w. in einer andern Umgebung, in Riva am Gardasee, erregt. Ich erkenne den Herrn A, der in der Umgebung I als sinnliches Erlebnis vor mir steht, als denselben, der auch einen Bestandteil meiner Erinnerungsvorstellung mit der Umgebung R ausmacht. Das Wiedererkennen, Identifizieren hätte keinen Sinn, wenn A nicht zweimal gegeben wäre. Alsbald fallen mir auch mit A in R geführte Gespräche ein, ich erinnere mich der Ausflüge in seiner Gesellschaft u.s.w.»²² Wenn damit zum Ausdruck kommt, dass man sich unterschiedlich erinnert und dass durch die vielfältigen Weisen der Erinnerung auch Gedächtnis, an dem sich Erinnerung ausrichtet, mehrdeutig wird, heißt das noch nicht, dass dieser «Gedächtnisort» sich verflüchtigen würde. Er ist und bleibt da, erweist sich aber durch die unterschiedlichen Erinnerungsmodi als polyvalent. Eine unterschiedliche Erinnerungsweise verändert, verrückt zwar auch den Bezugspunkt der Erinnerung, nämlich den «Ort», beraubt ihn aber nicht all jener anderen Gedächtnisinhalte, die im Augenblick nicht erinnert werden.

22 Ernst Mach, *Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung*, Darmstadt 1980 (Leipzig 1926), S. 31 (Kapitel: Gedächtnis. Reproduktion und Association).

Textualität und Performanz

Diese Überlegungen lassen sich noch aus einer anderen Perspektive, der Texttheorie, verdeutlichen. Ein niedergeschriebener Text beinhaltet eine Vielfalt von Aussagen und Überlegungen, die sein Verfasser bewusst vermitteln will. Um sich den Lesern verständlich zu machen, bedient er sich einer «Sprache» – in einem wörtlichen und übertragenen Sinne – die mit seiner und seiner Leser Lebenswelt korrespondiert. Nicht nur die konkrete Sprache, in der der Text verfasst wurde, sondern auch konkrete Beispiele, die Metaphorik oder die Darstellung von Handlungsabläufen verdanken sich einem konkreten sozial-kulturellen Kontext, der in den Text des Autors mit einfließt (Julia Kristeva). Michail Bachtin spricht in diesem Zusammenhang daher von der «Polyphonie» eines geschriebenen Textes, Stephen Greenblatt verweist auf die «Zirkulation sozialer Energie», die in literarischen Texten sichtbar würde. Ein literarischer Text ist demnach schon aus der Sicht dessen, der diesen Text verfasst, nicht eindeutig, sondern ambivalent, mehrdeutig, subversiv.

Es ist jedoch nicht nur der Autor, sondern auch der Leser als der Rezipient eines literarischen Textes an dessen Entstehung beteiligt, er hat sogar eine fundamentale «Rolle als Konstrukteur des Werks».²³ Jeder, der einen kurzen Text oder ein ganzes Buch mehrmals liest, wird die Erfahrung gemacht haben, dass durch das wiederholte Lesen dem Text neue Gesichtspunkte, neue Zusammenhänge und neue Inhalte eingeschrieben werden, Inhalte, die selbst dem Verfasser keineswegs bewusst sein mussten und sich daher einer nüchternen philologischen Textanalyse verschließen. Ein literarischer Text wird folglich durch seine Lektüre nicht nur immer wieder mit neuen Bedeutungen aufgeladen, er wird mit jeder Relektüre neu «konstruiert». Noch deutlicher wird dies bei der Aufführung eines Theaterstücks, das nicht nur durch die jeweils unterschiedliche Inszenierung, die Darbietung der Schauspieler immer wieder neu entsteht, sondern zusätzlich auch durch die Zuschauer, deren sozial-kultureller Kontext sich kontinuierlich verändert, neu und anders verstanden und eingordnet wird. Das betrifft vor allem das Aktionstheater, bei dem die Zuschauer als Mitgestalter bewusst in die Handlung einbezogen werden. Dieser Performance-Charakter des Theaters hat zum Ziel, Autor, Schauspieler und Zuschauer als Akteure des Stücks mit immer neuen Sinndeutungen aufzuladen.²⁴ Diese Erkennt-

23 Jonathan Culler, *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*, Reinbek b. Hamburg 1999 [1988], S. 39.

24 Vgl. u.a. Victor W. Turner, *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels*, Frankfurt a. Main/New York 1989. – Erika Fischer-Lichte, Gertrud Lehnert, «Einleitung», in: *Theorien des Performativen = Paragrapna. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie* Bd. 10, Heft 1, Berlin 2001, S. 9–17. – Erika Fischer-Lichte, «Performativität und Ereignis», in: Erika Fischer-Lichte, Christian Horn, Sandra Umethum, Matthias Warstat, *Performativität und Ereignis = Theatralität* Bd. 4, Tübingen/Basel 2003, S. 11–37.

nisse sind selbstverständlich auch für die These von der Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung von Bedeutung.

Auch die Vergangenheit beziehungsweise Gedächtnisorte sind einem «Text» vergleichbar, der gelesen, dechiffriert, das heißt erinnert werden kann.²⁵ Das «Lesen» (Erinnern) dieses Textes geschieht beispielsweise, individuell oder kollektiv, durch die Entschlüsselung der an solchen Gedächtnisorten angesammelten Artefakte oder durch die Einsicht, dass diese oder jene Elemente, die in ihnen angesammelt sind, zum Beispiel eine Emblematik oder eine allegorische Ausschmückung, bloß Umschreibungen für etwas sind, das hinter diesen äußereren Merkmalen steht. Die Elemente sind also nicht für sich da, sondern für etwas anderes, für eine ganz bestimmte Bedeutung, die vielleicht zunächst nicht unmittelbar wahrgenommen wird. Ein Monument, ein Denkmal, zum Beispiel die Büste eines Politikers, beinhaltet nach dem Willen jener, die dieses Denkmal errichtet haben, eine unmissverständliche Aussage, vielleicht eine bestimmte politische Botschaft, die mit der visuellen Darstellung des Politikers vermittelt werden soll: Er möge auch von der Nachwelt nicht vergessen werden. In Wirklichkeit ist die Büste freilich nur ein Artefakt und als solches nur der Hinweis auf diesen Politiker, sie ist nicht er selbst, sie ist ein materialisiertes Abbild dessen, der eigentlich gemeint ist und dessen man sich durch die Ansicht des Denkmals erinnern sollte. Im Akt des Erinnerns dieser Person wird jedoch auch ein weiterer, übergeordneter, beziehungsweise hintergründiger und nicht direkt vermittelbarer Bedeutungsinhalt, wie zum Beispiel Liberalismus oder Nation, lebendig. Verliert die Idee des Liberalismus und der Nation an Relevanz, kann dieses Denkmal eine ganz andere inhaltliche, ursprünglich nicht intendierte Konnotation erhalten. Denkmäler als Gedächtnisorte beinhalten also vielfache und vielfältige Elemente (Signifikanten), die auf einen Bedeutungszusammenhang (Signifikat) verweisen. Beide zusammen bilden jenes Ensemble (von Zeichen), die diesen «Ort» als einen «Text» erscheinen lassen: «Die Bedeutung [signification] lässt sich als Prozess auffassen; sie ist der Akt, der Signifikant und Signifikat miteinander vereint, ein Akt, dessen Produkt das Zeichen ist.»²⁶ Durch den Akt der individuellen oder kollektiven Erinnerung kann dieses Zeichen, dieses Ensemble, dieser «Ort» gelesen werden. Dabei kommt den «lesenden» Rezipienten, ähnlich wie beim Lesen eines literarischen Textes, eine durchaus aktive Rolle zu. Auch hier gilt, was ich bereits angedeutet habe. Schon allein dadurch, dass die Erinnerungsweisen einzelner Individuen oder sozialer Gruppen sich

25 Vgl. u.a. Doris Bachmann-Medick (Hg.), *Kultur als Text. Die Anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*, Frankfurt a. Main 1998. – Moritz Csáky, Richard Reichensperger (Hg.), *Literatur als Text der Kultur*, Wien 1999. – Gerhard Neumann, Sigrid Weigl (Hg.), *Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaften zwischen Kulturtechnik und Ethnographie*, München 2000.

26 Roland Barthes, *Elemente der Semiole*, Frankfurt a. Main 1983, S. 41.

voneinander unterscheiden, dass die im Laufe der Zeit sich verändernde Lebenswelt die Perspektiven und Inhalte der Erinnerung verändert, verändert sich auch der Verweischarakter der in solchen Orten angesammelten Elemente. Die Elemente, die Vokabeln, die Codes, aus denen sich ein solcher Gedächtnisort zusammensetzt, sind also nicht stabil und eindeutig, sondern instabil, flüssig und ambivalent. Das hat des weiteren zur Folge, dass durch die erinnernde «Relektüre» solcher Gedächtnisorte (Denkmäler), bei der sich die Elemente verändern, diesen immer wieder neue Sinn- und Bedeutungszusammenhänge eingeschrieben werden können. Jeweils unterschiedliche Erinnerungsweisen konstruieren also den «Text» eines Gedächtnisortes (Denkmal) stets aufs Neue und in einer anderen Weise. Daraus folgt, dass nicht nur die Elemente, das heißt die Signifikanten mehrdeutig, ambivalent, flüssig sind, sondern auch das, auf was verwiesen wird (Signifikat). Die wiederholte erinnernde Aneignung eines Gedächtnisortes verändert dessen funktionalen Charakter, er erscheint nicht mehr eindeutig, sondern mehrdeutig. Gedächtnisorte sind daher dynamisch, sie werden durch den Akt der kollektiven und individuellen Erinnerung immer wieder neu aufgeladen. Eine kulturwissenschaftliche Analyse muss sich diese Mehrdeutigkeit von Gedächtnisorten stets vor Augen halten. Sie sollte sich nicht damit begnügen, bloß eine der möglichen Deutungsarten (Erinnerungsweisen) rekonstruieren zu wollen, oder konkret: Gedächtnisorte vornehmlich einen seit dem 19. Jahrhundert intendierten nationsstiftenden Bedeutungszusammenhang einzuschreiben. Eine historische Rekonstruktion, die nur diesen Aspekt vor Augen hat, beschreibt nur das, was die nationale Ideologie vorgab, sie folgt damit bewusst oder unbewusst nationalen ideologischen Zielsetzungen.²⁷ Ein historisches analytisches Verfahren sollte daher versuchen, Gedächtnisorte nicht im Sinne nur einer ursprünglich intendierten Funktion zu rekonstruieren, sondern diese zu de-konstruieren, zu zerlegen. Damit treten sowohl die Mehrdeutigkeit der Elemente, ihr flüssiger Verweischarakter und die vielfältigen und mehrdeutigen Möglichkeiten ihrer jeweiligen Neu-Konstruktionen (durch die unterschiedliche «erinnernde» Lesart) hervor, als auch die Inkonsistenz von Bedeutungszusammenhängen, die Gedächtnisorte immer wieder neu eingeschrieben werden. Die den Gedächtnisorten innewohnende Dynamik, ihre Mehrfachkodierung wird dadurch deutlich sichtbar. Wenn heute, angeregt durch den Performance-Charakter von theatralischen Repräsentationen, das Performativitätsmodell auch auf Kultur übertragen wird, dann sehe ich darin keinen Widerspruch zu kulturwissenschaftlichen Erkenntnissen, die sich der Texttheorie verdanken. Ist doch auch der Kultur zugrundliegende Begriff von Text flüssig und dynamisch, er reproduziert sich stets aufs Neue.

27 Vgl. Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.), *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität*, Stuttgart 1991.

Mein Vorschlag, bei Gedächtnis und Erinnerung auf Differenzen zu achten und die den Gedächtnisorten stets inhärenten Mehrdeutigkeiten zu berücksichtigen, führte zu der Überlegung, solche Orte nicht vornehmlich unter dem Aspekt einer ihrer möglichen Aussagen zu rekonstruieren, sondern Gedächtnisorte einem dekonstruktivistischen Verfahren zu unterziehen. Eine solche Vorgangsweise wird nicht nur dadurch einsichtig, dass man Erinnerung als einen prozesshaften, mehrdeutigen Akt begreift oder dass man Kultur als einen lesbaren dynamischen Text auffasst, der sich in einer kontinuierlichen Performance immer wieder neu konstituiert, dem die Erinnerung (das Lesen) immer neue Facetten abgewinnt; die Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung wird vielmehr auch dann einsichtig, wenn in einer historisch-kulturellen Situation plausibel nachgewiesen werden kann, dass die im Gedächtnis, in Gedächtnisorten inkludierten Elemente prinzipiell von translokaler (transnationaler) kultureller Provenienz und von translokaler (transnationaler) kultureller Relevanz sind, dass also die Elemente, die einen Gedächtnisort konstituieren, nicht nur aufgrund unterschiedlicher Erinnerungs- beziehungsweise Lese- weisen, sondern auch insofern mehrdeutig sind, als sie sich in der Regel komplexen kulturellen Kontexten verdanken und in unterschiedlichen kulturellen Konfigurationen, in sich überlappenden Kommunikationsräumen eingesetzt werden, in welchen solchen Elementen und Codes ein unterschiedlicher Verweischarakter zukommt.

Die «Mehrsprachigkeit» eines Raumes und die Ambivalenz von Identität

Trotz der Zugehörigkeit zu einem eigenen Kommunikationsraum (Kultur), der sogenannten «Nationalkultur», partizipierte man zum Beispiel in Zentraleuropa an zahlreichen «fremden» kulturellen Elementen, was «Mehrsprachigkeit» im wörtlichen und übertragenen Sinne begünstigte oder Mehrfachidentitäten, eine Multipolarität von individuellen und kollektiven Identitäten, zur Folge hatte. Diese Multipolarität äußerte sich zum Beispiel in der praktischen Zwei- oder Mehrsprachigkeit ihrer Bewohner. Die Zuordnung der Völker beziehungsweise Sprachgemeinschaften (Kommunikationsräume) in der Region erfolgte keineswegs nur nach dem Territorialitätsprinzip, sondern sie durchdrangen sich, verschränkten sich in den Randzonen, den «cultural encounters» und beeinflussten sich, wie zum Beispiel die Tschechen, die Deutschen und die Juden in Böhmen. Das heißt, die so genannte «Muttersprache» reduzierte sich zuweilen nicht bloß auf eine, von früher Kindheit an von der Mutter erlernte Sprache, sondern konnte von Jugend an die gleichzeitige Kenntnis mehrerer Sprachen umfassen. Bekanntlich führte der Philosoph Fritz Mauthner sein Interesse für die Philosophie der Sprache gerade auf dieses Phänomen zurück. Dieses Umgehen mit einer mehrfachcodierten Lebenswelt konnte kreativitätsfördernd sein, begünstigte aber gleichermaßen Krisen und Kon-

flikte. «Dieses Interesse war bei mir von frühester Jugend an sehr stark», bemerkte Mauthner in seinen Erinnerungen, «ja, ich verstehe es gar nicht, wenn ein Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren ist, zur Sprachforschung nicht gedrängt wird [...] Der Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren war, mußte gewissermaßen zugleich Deutsch, Tschechisch und Hebräisch als die Sprachen seiner ‘Vorfahren’ verehren. Und die Mischung ganz unähnlicher Sprachen [...] mußte schon das Kind auf gewisse Sprachgesetze aufmerksam machen, auf Entlehnung und Kontamination, die in ihrer ganzen Bedeutung von der Sprachwissenschaft noch heute nicht völlig begriffen worden sind.»²⁸ Der Widerspruch, der sich aus der Forderung eines Idealtyps von nationaler «Einsprachigkeit» und der tatsächlichen, auch im metaphorischen Sinne vorhandenen «Vielsprachigkeit» herausbildete, konnte daher immer wieder zur Ursache von individuellen und kollektiven Identitätskrisen und Konflikten werden. Solche Verunsicherungen und Identitätskrisen lassen sich vielfach nachweisen, sie sind ein Indiz für die in Zentraleuropa typische «Entortung» von Identitäten, die sich nicht aus einer «mémoire culturelle» alleine erklärt. Diese Situation wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts dem in Lemberg geborenen Wiener Schriftsteller Tadeusz Rittner bewusst, der, wie die «Neue Freie Presse» festhielt, «trotz seiner polnischen Abstammung ein so durch und durch österreichischer Poet»²⁹ geworden wäre. «Ich stehe zwischen Deutsch und Polnisch», bekannte Rittner fast resignierend. «Das heißt: ich kenne und empfinde beides. Meiner Abstammung, meinen innersten Neigungen nach bin ich Pole. Und oft fällt es mir leichter, in dieser als in jener Sprache zu denken. Aber zuweilen verhält es sich umgekehrt. Von so manchem, was ich geschrieben habe, sagen die Deutschen, es sei polnisch, und die Polen, es sei deutsch. Man behandelt mich vielfach auf beiden Seiten als Gast. Und ich sehe so vieles, hier und dort, mit dem unbefangenen Blick eines Fremden.»³⁰ Paradigmatisch für eine solche Situation ist jene der Juden zur Zeit der Moderne. Sie trifft aber auch auf andere zu. Der Schriftsteller Hermann Bahr hatte 1903 in seiner «Abrechnung mit Österreich», einer kritischen Auseinandersetzung mit der nationalen Ideologie seiner Zeit, diese Erfahrung ins Positive zu wenden versucht: «Vielleicht ist es der Beruf der neuen Österreicher, den apolitischen Menschen zu entwickeln, der nicht blos keiner Nation angehört, sondern auch keinem Staatsverband; eine Art neuer Juden.»³¹

28 Fritz Mauthner, *Erinnerungen*, München 1918, S. 32–33.

29 *Neue Freie Presse*, 29. Juni 1921.

30 *Das Literarische Echo* 1916/17, S. 400f. Die Informationen über Rittner verdanke ich einem ungedruckten Manuskript von Anna Milanowski (Wien), *Der Zeitzuge Tadeusz Rittner und seine polnischen Feuilletons*.

31 Hermann Bahr, *Tagebücher, Skizzenbücher, Notizhefte* Bd. 3: 1901 bis 1903, hg. von Moritz Csáky, bearb. von Helene Zand und Lukas Mayerhofer, Wien/Köln/Weimar 1997, S. 411 (Eintragung vom 28. November 1903).

Die Forderung, Identität auf die Kenntnis nur *einer* Sprache zu fixieren, war also ein Konstrukt der nationalen Ideologie, das durch die real vorhandene Polyglossie, durch Mehrfachidentitäten vielfach widerlegt wurde.³² Tatsächlich war vor allem in vielen Städten, deren Bewohner aus der Gesamtregion stammten, die Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit. Der «Brockhaus» aus dem Jahre 1835 bemerkt zum Beispiel zu Laibach (Ljubljana): «Die Volkssprache ist wendisch, ein mit vielen deutschen und ital(ienischen) Wörtern vermischter slaw(ischer) Dialekt; doch wird auch viel Deutsch, Italienisch, Französisch und Neugriechisch gesprochen.»³³ Das heißt im Mikrokosmos der einzelnen Länder und Städte spiegelte sich der Makrokosmos der pluralistischen, heterogenen Region. Vor allem in den großen Städten der Region, in Wien, Prag und Budapest, war eine solche Situation besonders ausgeprägt und beeinflusste die Elemente und Zeichen, mittels derer man kommunizierte. Der Symbolhaushalt der «Alltagssprache» war dementsprechend mehrdeutig. Wenn man sich überlegt, dass das Bewusstsein von Personen und sozialen Gruppen, die sich in einem kulturellen Kontext, in einem Kommunikationsraum vorfinden, keineswegs nur von politischen oder ideologisch motivierten Vorgaben dominiert wird, sondern vor allem von solchen Inhalten und Codes, die im alltäglichen Umgang verwendet werden, kann man ermessen, wie bestimmt diese von flottierenden, mehrdeutigen Elementen und Codes durchsetzte Alltagssprache für das Bewusstsein werden konnte. Diese Elemente und Codes fügen sich zu Bedeutungsmustern, zu einem Zeichensystem, zu einem «lesbaren» Text, zu einer «Sprache» zusammen, mittels derer man sich verständigt, kommuniziert. Essgewohnheiten beziehungsweise die Codes der Küche gehören ebenfalls zu einer solchen «Sprache»³⁴ und verdichten sich zuweilen zu einem immer wieder erinnerten Bezugspunkt, zu einem Gedächtnisort katechischen. Bestimmte Speisen beziehungsweise Speisenabfolgen sind für die Bewohner Wiens von identitätsstiftender Bedeutung, zum Beispiel die Gulaschsuppe, das Wienerschnitzel und «Powidlatschkerln» (eine Süßspeise). Man erinnert sich ihrer, wenn man sich beispielsweise nicht in Wien befindet, und freut sich, wenn man «gulasch con patate» auf einer Speisekarte in Trento entdeckt. Die Elemente der für Wien charakteristischen Speisenabfolge haben sich zu einem identitätsstiftenden Gedächtnisort Wiens zusammengefügt. Tatsächlich sind sie anderen kulturellen Kontexten, anderen «Sprachen» entlehnt und hier eigentlich Fremdelemente, denn sie leiten sich aus der

32 Fernand Braudel machte wohl als erster darauf aufmerksam, dass man auch in Frankreich von einer Vielfalt von Identitäten ausgehen müsste. Vor allem der Unterschied zwischen der «France d'oc» und der «France d'oïl» wäre identitätsprägend. Vgl. Fernand Braudel, *L'identité de la France* Bd. 1: *Espace et histoire*, Paris 1990, S. 80ff.

33 *Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände* Bd. 6, Leipzig (Brockhaus) 1835, S. 449.

34 Vgl. *Essen und Trinken I und II = Kunstforum international* Bd. 159, April/Mai 2002 und Bd. 160, Juni/Juli 2002.

ungarischen, italienischen und tschechischen (böhmischen) Küche ab, wo ihnen in einer unterschiedlichen kulturellen Konfiguration eine analoge identifikatorische Funktion zukommt. Die Elemente, die «Vokabeln», die diese Wiener «Alltags-sprache» der Küche aufweist, verdanken sich also einer translokalen, transnationalen Provenienz, sie erweisen sich als mehrdeutig, da ihnen in unterschiedlichen Kontexten eine unterschiedliche Relevanz zukommt.³⁵

Die Elemente, mittels derer Individuen hier kommunizieren, bilden eine «kreolisierende» Sprache. Dies betrifft zum Beispiel die konkrete Wiener Umgangssprache, von der festgestellt wurde: «So zahlreiche fremdsprachige Einflüsse sind im Dialekt keiner anderen europäischen Großstadt festzustellen wie hier.»³⁶ Theodor W. Adorno hat darauf hingewiesen, dass sogenannte Fremdelemente bis in die Gegenwart ein integraler Bestandteil der Wiener Sprache geblieben sind³⁷, sie wurden zu konstitutiven Elementen einer kulturellen Tradition, gegen die freilich immer wieder angekämpft wurde. Adorno leitet selbst das «Raunzen» des Wieners, die Unzufriedenheit mit sich selbst, aus einer solchen Situation ab. Ähnliches gilt, so Adorno, auch für die Wiener musikalische Sprache, für die durchgehend die Verwendung heterogener popularer musikalischer Elemente kennzeichnend wäre: «Wie Beethoven und Brahms hatte Schönberg, obwohl in Wien geboren, etwas vom Zugewanderten, gleich vielen Bewohnern der Metropole der Donaumonarchie. Nicht nur weil sein Vater aus der Slowakei und seine Mutter aus Prag stammte. Ihn selber umgab eine Schicht des Fremden, nicht ganz Zugehörigen, nicht ganz in die westliche Zivilisation Hineinpassenden. Der Haß, dem er bis heute drinnen und draußen begegnet, hat damit gewiß etwas zu tun.»³⁸ Anders ausgedrückt: Es war,

35 Rolf Schwendter, *Arme essen, Reiche speisen. Neuere Sozialgeschichte der zentraleuropäischen Gastronomie*, Wien 1995.

36 Maria Hornung, «Sprache», in: Othmar Pickl (Hg.), *Österreichisches Städtebuch* Bd. 7: Peter Csendes, Ferdinand Oppl, Friederike Goldmann (Hg.), *Die Stadt Wien*, Wien 1999, S. 85.

37 «Zu diesem Sachverhalt stimmt es, daß in kulturell geschlossenen Bereichen der deutschen Sprache, wie dem Wienerischen, wo vorbürgerlich-höfische, elitäre Züge durch Kirche und Aufklärung mit der Volkssprache vermittelt sind, die Fremdwörter, von denen dieser Dialekt wimmelt, jenes exterritorialen und aggressiven Wesens entragten, das ihnen sonst im Deutschen eignet. Man braucht nur einmal von einem Portier etwas von einem rekommandierten Brief gehört haben, um des Unterschieds innezuwerden, einer sprachlichen Atmosphäre, in der das Fremde fremd ist und zugleich vertraut, so wie im Gespräch jener beiden Grafen über Hofmannsthals Schwierigen, in dem der eine beanstandet, 'er läßt uns doch gar zu viele Worte auf -ieren sagen', worauf der andere antwortet: 'Ja, da hätt' er sich schon ein bissel menagieren können'.» Theodor W. Adorno, «Wörter aus der Fremde», in: Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann, Bd. 11: *Notizen zur Literatur*, Darmstadt 1998, S. 216–232, Zit. S. 220.

38 Theodor W. Adorno, «Wien», in: Theodor W. Adorno, *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann, Bd. 16: *Musikalische Schriften I–III*, Darmstadt 1998, S. 431–453, Zit. S. 439. – Über die Verwendung popularer Elemente vgl. u.a. ebd. S. 442: «Als echter Wiener hat Schönberg an einem Medium teil, mit dem man ihn kaum zusammen denkt und das ihm selbst sicherlich nicht gegenwärtig war. Es ist das der österreichischen Volksmusik und derjenigen Komponisten, die von ihr unreflektiert gespeist waren. Nichts widerlegt das in jedem Betracht törichte Cliché vom intellektuellen Schönberg gründlicher, als was alles er jenem Medium verdankt, wie viele der konstitutiven Bestimmungen der neuen Musik dorther stammen.»

wie Zygmunt Bauman meint, der systematische «Angriff des ‘Sesshaften’, der ortsgebundenen Lebensweise gegen das Nomadische und die dazu gehörenden Lebensformen [...] die mit den auf Begrenzung und Territorialität fixierten Vorstellungen des [...] Nationalstaats in Konflikt gerieten.»³⁹ Vergleichbar der Pop-Musik der Gegenwart, die sich aus heterogenen, weltweiten Elementen zusammensetzt, machte vor allem die Unterhaltungsmusik Wiens Anleihen aus der Gesamtregion und reicherte diese mit «kosmopolitischen», gesamteuropäischen und amerikanischen Elementen an. Das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker beweist zur Genüge, dass nicht nur der Walzer, sondern ebenso der Csardas, die Mazurka und die Polka Wien repräsentieren.⁴⁰ Vergleichbares ließe sich auch über Architektur, Theater, Museum oder über Verhaltensweisen und Bräuche sagen, die hier maßgeblichen Anteil an der Bildung kollektiver Identitäten haben.⁴¹

Der Hinweis auf die translokale beziehungsweise transnationale Provenienz solcher Elemente sollte freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie selbstverständlich «national» vereinnahmbar bleiben, das heißt instrumentalisiert werden können und auch wurden. Das historische Interesse an Gedächtnisorten sollte freilich nicht nur darin bestehen, sie unter dem Gesichtspunkt ihrer nationalen Instrumentalisierung zu rekonstruieren. Viel interessanter scheint mir, Gedächtnisorte in dem bereits angedeuteten Sinne zu dekonstruieren, das heißt die Mehrdeutigkeit der in ihnen enthaltenen Inhalte zu analysieren und einzelne ihrer Elemente zu rekontextualisieren. Ein bereits in traditionalen Gesellschaften nachweisbares «Flottieren» von kulturellen Elementen und deren Partizipation an unterschiedlichen Gedächtnisorten erfährt insbesondere in der Gegenwart eine akzelerierte quantitative und qualitative Steigerung. Nietzsche nannte bereits die Moderne, die Zeit also, in der er lebte, ein «Zeitalter der Vergleichung», in dem der Austausch von kulturellen Meinungen und Gütern zu einer neuen Art von Identitätsbildungen führen würde. Dies gilt erst recht für heute. «Je weniger die Menschen» so Nietzsche, «durch das Herkommen gebunden sind, um so grösser wird die innere Bewegung der Motive, um

39 Zygmunt Bauman, *Flüchtige Moderne*, Frankfurt a. Main 2003, S. 20.

40 Dazu: Moritz Csáky, *Ideologie der Operette und Wiener Moderne. Ein kulturhistorischer Essay*, Wien/Köln/Weimar 1998.

41 Vgl. zu Architektur/Theaterbau und Identität: Heidemarie Uhl, «Kulturelle Strategien nationaler Identitätspolitik in Graz um 1900», in: Johannes Feichtinger, Peter Stachel (Hg.), *Das Gewebe der Kultur. Kulturwissenschaftliche Analysen zur Geschichte und Identität Österreichs in der Moderne*, Innsbruck/Wien/München 2001, S. 83–104. – Zu Museum: Monika Sommer, «Das steiermärkische Landesmuseum Joanneum als Speicher des Gedächtnisses», in: Moritz Csáky, Peter Stachel (Hg.), *Speicher des Gedächtnisses Teil 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust*, Wien 2000, S. 129–147. – Dies., «Zwischen flüssig und fest. Metamorphosen eines steirischen Gedächtnisortes», in: Johannes Feichtinger, Peter Stachel (Hg.), *Das Gewebe a.a.O. S. 105–126*. – Zu Theater: Elisabeth Großegger, «Das Burgtheater hat überhaupt nichts zu tun als an seinen Traditionen festzuhalten ...», «Burgtheater und Tradition aus kulturwissenschaftlicher Sicht», in: Johannes Feichtinger, Peter Stachel (Hg.), *Das Gewebe a.a.O. S. 189–208*.

so grösser wiederum, dem entsprechend, die äussere Unruhe, das Durcheinanderfluten der Menschen, die Polyphonie der Bestrebungen. Für wen giebt es jetzt noch einen strengeren Zwang, an einen Ort sich und seine Nachkommen zu binden? Für wen giebt es überhaupt noch etwas streng Bindendes? [...] Ein solches Zeitalter bekommt seine Bedeutung dadurch, dass in ihm die verschiedenen Weltbetrachtungen, Sitten, Culturen verglichen und neben einander durchlebt werden können; was früher, bei der immer localisirten Herrschaft jeder Cultur, nicht möglich war, entsprechend der Gebundenheit aller künstlerischen Stilarten an Ort und Zeit. [...] Es ist das Zeitalter der Vergleichung! Das ist sein Stolz, – aber billigerweise auch sein Leiden. Fürchten wir uns vor diesem Leiden nicht!»⁴²

Das von mir geforderte *dekonstruktivistische* Verfahren wird nicht nur dadurch einsichtig, dass man *erstens* Erinnerung als einen prozesshaften, mehrdeutigen Akt analysiert, oder dass man *zweitens* Kultur als einen lesbaren dynamischen Text auffasst, der sich in einer kontinuierlichen Performance immer wieder neu konstituiert, dem die Erinnerung (das Lesen) immer neue Facetten abgewinnt; die Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung wird vielmehr *drittens* auch dann einsichtig, wenn in einer historisch-kulturellen Situation plausibel nachgewiesen werden kann, dass die im Gedächtnis, in Gedächtnisorten inkludierten Elemente prinzipiell von translokaler kultureller Provenienz und von translokaler kultureller Relevanz sind, wenn also die Elemente nicht nur aufgrund unterschiedlicher Erinnerungs- beziehungsweise Leseweisen, sondern auch insofern mehrdeutig sind, als sie sich einem komplexen, hybriden Kontext verdanken, das heißt aus unterschiedlichen kulturellen Konfigurationen stammen und in unterschiedlichen kulturellen Konfigurationen mit unterschiedlichem Verweischarakter eingesetzt werden. Dies trifft ganz besonders auf eine Situation zu, wie sie sich in Zentraleuropa und auch in anderen Regionen von dichten ethnischen, sprachlichen und kulturellen Überlappungen findet, wie zum Beispiel in der, im wörtlichen und metaphorischen Sinne, «mehrsprachigen» Schweiz. Ich meine, dass man aus einer solchen Perspektive auch die Frage nach einem gesamteuropäischen Bewusstsein beziehungsweise nach europäischen Identitäten (im Plural) neu stellen könnte. Der vermehrte Versuch verbindliche, eindeutige europäische Gedächtnisorte als Identifikatoren für *eine* europäische Identität (im Singular) vorzugeben folgt Mustern, von denen man sich seit dem 19. Jahrhundert bei der Konstruktion von nationalen Identitäten leiten ließ. Dies birgt vor allem die Gefahr in sich, dass dabei die real vorhandenen «Mehrsprachigkeiten», das heißt kulturelle Pluralitäten, Mehrdeutigkeiten, Überlappungen, Widersprüchlichkeiten und flottierende (nomadisierende) kulturelle Elemente ausge-

42 Friedrich Nietzsche, «Menschliches, Allzumenschliches I (Nr. 23)», in: Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* Bd. 2, hg. von Giorgio Colli, Mazzino Montanari, München/Berlin/New York 1980, S. 44.

schlossen oder unberücksichtigt bleiben würden, statt der prinzipiell mehrdeutigen Lesart von Gedächtnisorten Rechnung zu tragen.

Schlussfolgerungen

Wenn zumindest einige der Gesichtspunkte, die ich angedeutet und zu begründen versucht habe, zutreffen sollten, könnte man zusammenfassend Folgendes festhalten:

Erstens: Gedächtnis und Erinnerung sind seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unbestritten zu leitenden Denkfiguren geworden. Die Zivilisationsbrüche, «Abstiegserfahrungen» und radikalen Transformationen der letzten hundert Jahre, die Entgrenzung von überschaubaren «Räumen» durch Prozesse der Globalisierung mit der Folge der Verschränkung von lokalen und globalen Elementen, die sich als «beliebige» Identifikatoren anbieten, bedeuten die Verabschiedung von herkömmlichen Mustern und damit die Erschütterung von vermeintlich «stabilen» individuellen und kollektiven Identitäten. Gedächtnis als Bezugspunkt für ein reflektiertes, das heißt erinnerndes Bewusstsein ist anscheinend nicht nur instabiler, sondern auch beliebiger geworden.

Zweitens: Damit wird einmal mehr deutlich, dass Identität kein fester Besitz, sondern ein Prozess ist, der sich in Fluss befindet und unabgeschlossen bleibt. In einer solchen Situation wird die re-aktive Ausschau nach vermeintlich stabilen Inhalten, an die man sich halten, nach «Gedächtnisorten», derer man sich eindeutig zu erinnern vermag, stärker. Auch der Ruf nach Werten, nach einem eindeutigen kulturellen Erbe, nach einem unhinterfragbaren nationalen Gedächtnis sind Indizien dafür. Nicht nur die Konjunktur der historischen Gedächtnisforschung, die die Rekonstruktion von solchen «Gedächtnisorten» betreibt, die für eine nationale kollektive Identität ausschlaggebend waren beziehungsweise sind, ist ein Beleg für eine solche Stabilitätsstrategie, sondern ebenso aktuelle Versuche, Gedächtnis öffentlichkeitswirksam national, im Sinne des Verständnisses ideologischer Vorgaben des 19. Jahrhunderts, zu verorten. Dass ein solches Verfahren weder einer kritischen Analyse standhält noch einer postulierten gemeinsamen europäischen Identität zuträglich ist, ist evident. Eric Hobsbawm hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Identifizierung des Wilhelminischen Deutschen Reiches mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation eine der gelungensten «inventions of tradition» wäre, an die man, zumindest in Deutschland, auch heute noch mehrheitlich glauben würde. Die Intention des Wilhelminischen Kaiserreiches war, so Hobsbawm, «to establish the continuity between the Second and the First German Empire, or more generally, to establish the new Empire as the realization of the secular national aspirations of the German peo-

ple».⁴³ Das noch immer virulente Festhalten am Konzept nationaler Entitäten, die in ihrer Summe die europäische Identität ausmachen würden, ruft mir eine Mahnung ins Gedächtnis, die Friedrich Nietzsche vor mehr als hundert Jahren niedergeschrieben hat: «Wir ‘guten Europäer’: auch wir haben Stunden, wo wir uns eine herzhafte Vaterländerei, einen Plumps und Rückfall in alte Lieben und Engen gestatten [...], Stunden nationaler Wallungen, patriotischer Beklemmungen und allerhand anderer alterthümlicher Gefühls-Überschwemmungen. Schwerfällige Geister, als wir sind, mögen mit dem, was sich bei uns auf Stunden beschränkt und in Stunden zu Ende spielt, erst in längeren Zeiträumen fertig werden, in halben Jahren die Einen, in halben Menschenleben die Anderen, je nach der Schnelligkeit und Kraft, mit der sie verdauen und ihre ‘Stoffe wechseln’. Ja, ich könnte mir dumpfe zögernde Rassen denken, welche auch in unserm geschwundenen Europa halbe Jahrhunderte nöthig hätten, um solche atavistische Anfälle von Vaterländerei und Schollenkleberei zu überwinden und wieder zur Vernunft, will sagen zum ‘guten Europäertum’ zurückzukehren.»⁴⁴

Drittens: Angesichts von Erklärungsversuchen (Theoriebildungen) über die Situation unserer eigenen Gegenwart, in welcher sich Gedächtnis und Erinnerung als mehrdeutig erweisen, ist die Frage naheliegend und berechtigt: Waren Gedächtnisorte als Identifikatoren in der Vergangenheit tatsächlich so stabil, wie manche Konstrukteure von kollektiver Identität seinerzeit vorgaben? Eine kritische Auseinandersetzung mit Gedächtnisorten kommt in der Tat zur Schlussfolgerung, dass die in diesen versammelten Elementen prinzipiell ambivalent (transnational) waren und dass daher auch die Erinnerungen dieser Elemente mehrdeutig sein konnten und auch mehrdeutig waren. Eine solche Bestandsaufnahme wird auch von psychologischen Erkenntnissen über Gedächtnis und Erinnerung (Ernst Mach) gestützt und von der Einsicht geleitet, dass Kultur als «Text» beziehungsweise Kultur als performativer Vorgang ein vieldeutiges, polyphones Gebilde ist, dessen erinnernde Relektüre beziehungsweise Inszenierung auch dessen Inhalte zu verändern beziehungsweise zu verschieben vermag.

Viertens: Die Erkenntnis über die Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung ist zwar ein Hinweis auf die Relativität ihrer jeweiligen funktionalen Anspruchsnahme, es ist aber nicht ein Relativismus in dem Sinne, dass Gedächtnisinhalte beliebig verändert werden könnten. Ein «Ort» des Gedächtnisses, der zum Beispiel auf ein Ereignis oder ein kollektives Erlebnis in der Vergangenheit verweist,

43 Vgl. Eric Hobsbawm, «Mass-Producing Traditions: Europe, 1870–1914», in: Eric Hobsbawm, Terence Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1994 (1983), S. 263–307, v.a. S. 274ff.

44 Friedrich Nietzsche, «Jenseits von Gut und Böse», in: Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*, hg. von Giorgio Colli, Mazzino Montinari, Bd. 5, München/Berlin/New York 1980, S. 180–181.

wird dadurch, dass er unterschiedlich erinnert werden kann, nicht aufgehoben. Und auch die Hervorhebung bestimmter Inhalte, die in diesem Orte lagern, durch unterschiedliche Erinnerungsmodi, eliminiert nicht jene anderen Inhalte, die im Augenblick nicht erinnert werden oder als vergessen erscheinen. «‘Nur die Erfahrung des gegenwärtigen Augenblicks hat Realität’». – «Soll das heißen», fragt Ludwig Wittgenstein, «dass ich heute früh nicht aufgestanden bin? Oder, dass ein Ereignis, dessen ich mich in diesem Augenblick nicht erinnere, nicht stattgefunden hat?»⁴⁵ Was erinnert wird oder wie erinnert werden soll, ist weitgehend sozial konditioniert, es reflektiert zuweilen das, was man das kollektive Bewusstsein einer Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit nennen könnte.

Fünftens: In Bezug auf Identitäten, bei deren Konstruktion immer wieder auf Gedächtnis und Erinnerung rekurriert wird, bleibt erneut der Hinweis auf die Patchwork-Identity, auf die Multipolarität von Identität beziehungsweise auf die Tatsache von Mehrfachidentitäten. Gerade angesichts der Forderung nach einer «europäischen Identität» mag dieser Hinweis von Bedeutung sein. Robert Musil hat das Vorhandensein von Mehrfachidentitäten treffend am Beispiel von «Kakanien», der utopischen Verfremdung der Habsburgermonarchie (Zentraleuropa), zu verdeutlichen versucht. Man könnte mit diesem Verweis auf «Kakanien», Jean-François Lyotard folgend⁴⁶, die These vertreten, dass Zentraleuropa schon um 1900 ein Laboratorium für Prozesse gewesen ist, die heute von globaler Relevanz geworden sind. Es sei immer falsch, so Musil, «die Erscheinungen in einem Land [nämlich Kakanien, d. Vf.] einfach mit dem Charakter seiner Bewohner zu erklären. Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen Rinnalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie austreten, um mit andern Bächlein eine andre Mulde zu füllen. Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume [...] Dieser, wie man zugeben muß, schwer

45 Ludwig Wittgenstein, *Wiener Ausgabe* Bd. 11: *The Big Typescript*, hg. von Michael Nedo, Wien/New York 2000, S. 333.

46 Nach Lyotard ist Delegitimierung nicht erst ein Phänomen des ausgehenden 20. Jahrhunderts, sondern wäre bereits im Wien der Jahrzehnte um 1900 nachweisbar. Freilich sei man damals mit dieser Situation noch nicht zurecht gekommen, was jenem Pessimismus und jener Trauerarbeit («travail de deuil») Vorschub geleistet hätte, «der die Generation der Jahrhundertwende in Wien genährt hat: die Künstler Musil, Kraus, Hofmannsthal, Loos, Schönberg, Broch, aber auch die Philosophen Mach und Wittgenstein. Sie haben ohne Zweifel das Bewusstsein wie die theoretische und künstlerische Verantwortung der Delegitimierung so weit wie möglich ausgedehnt». Wittgenstein hätte dann «in seiner Untersuchung der Sprachspiele die Perspektive einer anderen Art von Legitimierung als die der Performativität» entworfen: «Mit ihr hat die postmoderne Welt zu tun.» Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen*, Wien 1986, S. 121–122.

zu beschreibende Raum ist in Italien anders gefärbt und geformt als in England, weil das, was sich von ihm abhebt, andre Farbe und Form hat, und ist doch da und dort der gleiche, eben ein leerer, unsichtbarer Raum, in dem die Wirklichkeit darinsteht wie eine von der Phantasie verlassene kleine Steinbaukastenstadt.»⁴⁷

47 Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, hg. von Adolf Frisé, Reinbek b. Hamburg 1983, S. 34 (Kap. 8).